

SORRY
LAST EXIT



„Möglichkeiten gibt es immer“

Solange es noch Abschiebungen aus Europa nach Afghanistan gab, war Abdul Ghafoor einer der wichtigsten Ansprechpartner in Kabul. Er ist der Gründer und Leiter von AMASO (Afghanistan Migrants Advice & Support Organization). In der Vergangenheit hat Abdul vielen abgeschobenen Geflüchteten bei ihrer Ankunft in Kabul geholfen und sie beraten. Nun musste er selbst aus Afghanistan raus, weil die Situation für ihn zu gefährlich wurde. Wir haben mit ihm über die Arbeit von AMASO, seine eigene Evakuierung und die Evakuierungsmaßnahmen der deutschen Regierung gesprochen. Ein Interview von Agnes Andrae, übersetzt von Elena Stingl

Bevor Sie nach Deutschland kamen, waren Sie bei AMASO tätig. Können Sie die Arbeit der Organisation beschreiben?

Wir haben AMASO vor allem als Zentrum eingerichtet, in dem sich Abgeschobene oder Rückkehrer –

Deutschland schob ausschließlich Männer ab – beraten lassen können. Denn als ich in Afghanistan lebte, gab es eine Menge Abschiebungen aus Europa. Aber es gab keine Anlaufstelle für Abgeschobene, wenn sie Fragen hatten oder etwas über soziale Angebote wissen wollten, zum Beispiel psychologische Betreuung. Das war der Hauptgrund, warum wir AMASO gegründet haben. Wir sind in den Medien aufgetreten, haben über die Situation derjenigen berichtet, die abgeschoben wurden, was mit ihnen passiert, ob sie Unterstützung bekommen oder nicht. Wir haben an mehreren Untersuchungen mit anderen Organisationen und Forscher*innen

zur Lage von Abgeschobenen mitgewirkt. Außerdem leisteten wir praktische Unterstützung. So hatten wir beispielsweise einen Schutzraum für besonders schutzbedürftige Menschen, darunter Christ*innen oder

LGBTIQ+. Wir stellten ihnen vorübergehend eine Unterkunft zur Verfügung. Und wir haben auch Workshops zur Sensibilisierung

für Migration und sicherere Straßen angeboten.

Wie viele Personen arbeiteten bei AMASO?

Zuletzt waren wir etwa vier bis fünf Leute. Vier davon waren fest angestellt, eine weitere Person arbeitete freiberuflich für uns. Und wir hatten Freiwillige.

Welche Aufgabe hatten Sie?

Meine Aufgabe war es, Interviews mit den Medien zu führen. Es kamen viele internationale Medien

nach Afghanistan, um zu berichten oder zu erfahren, was dort vor sich geht. Ich habe auch Treffen mit Spender*innen organisiert. Denn eine der größten Aufgaben in einem Land wie Afghanistan ist es, jemanden zu finden, der deine Arbeit weiterhin ermöglicht. Ich habe auch mehrere Konferenzen in Europa koordiniert und daran teilgenommen, um Afghan*innen oder afghanische Rückkehrer zu repräsentieren. Außerdem habe ich die anderen Mitarbeiter*innen unterstützt, die für den Umgang mit Rückkehrern nicht besonders geschult waren, denn das ist nicht ganz einfach.

Was ist daran schwierig?

Stellen Sie sich vor, jemand, der seit sieben Jahren in Deutschland lebt, wird plötzlich nach Afghanistan zurückgeschickt. Wenn er kommt, denkt er zum Beispiel, dass alle in seine Abschiebung verwickelt sind, oder irgendwie daran beteiligt waren. Bei AMASO war das anders. Für mich war es einfach, eine Beziehung zu Rückkehrern aufzubauen, weil ich

*Ich bin hier,
um zu helfen*

selbst ein ehemaliger Abgeschobener war. Ich wurde aus Norwegen abgeschoben. Daher war es für mich einfach, zu sagen: ‚Hey, wir haben nichts mit deiner Abschiebung zu tun, und ich selbst habe das durchgemacht, was du durchmachst. Ich bin hier, um zu helfen.‘

Sind Leute von AMASO noch in Afghanistan?

Ja. Drei von uns sind inzwischen in Deutschland, eine Beschäftigte ist noch in Kabul und ein freier Mitarbeiter in Islamabad.

Arbeiten Sie und Ihre Kollegen noch?

Seit ich in Deutschland angekommen bin, kann ich natürlich nicht einfach herumsitzen und sagen: ‚Ok, das war’s für uns.‘ Wir sind noch nicht fertig.

Die Menschen sitzen dort fest

Also habe ich versucht, die Dinge von hier aus zu koordinieren. Ich hatte bisher weder die Gelegenheit

noch wollte ich das Risiko eingehen, zurückgebliebenes Personal in unser Büro zu schicken, um sich dort um alles zu kümmern. Wir selbst konnten das nicht mehr machen. Aber es gibt einiges, das wir von zuhause aus regeln können. Viele evakuierte Afghan*innen wurden in unterschiedliche Länder gebracht: Spanien, Portugal, Italien. Die Menschen sitzen dort fest. Sie haben Fragen, wollen in ein anderes Land. Ich habe versucht, ihnen zu helfen. Ich versuche auch, mehr Menschen zu evakuieren, sie auf die Liste zu setzen und so weiter. Mein Plan ist es, mit AMASO weiterzumachen.

Wie haben Sie die Machtübernahme der Taliban erlebt?

Das war eine der schlimmsten Erfahrungen in meinem Leben. Wenn man in einem Land wie Afghanistan lebt, bekommt man ständig Explosionen und gezielte Tötungen mit. Nicht dass ich mich daran gewöhnt hätte. Aber ich habe diese Mauer zwischen mir und der Welt aufgebaut, eine Art Schirm, und ich dachte: Vielleicht kann ich so mit all dem umgehen. Aber als die Taliban Afghanistan übernahmen ... oder besser: Als Afghanistan an die Taliban übergeben wurde; denn das war es, was passiert ist, das Land wurde den Taliban einfach gegeben: ‚Kommt, nehmt es euch.‘ Aufgrund der Erfahrungen, die wir in der Vergangenheit gemacht haben, sah ich unter dem Taliban-Regime keine Überlebenschance für unsere Arbeit. So haben wir schon früher Drohungen von ihnen erhalten. Es war aussichtslos. Außerdem mögen sie Leute nicht, die mit Ausländer*innen zusammenarbeiten oder internationale Projekte durchführen, die eine christliche Unterkunft führen, Rückkehrer*innen aufnehmen, etwa christliche Konvertiten, Atheist*innen, LGBTIQ+ und andere gefährdete Gruppen. Da habe ich mir gesagt: ‚Es gibt keine Chance, ich kann hier nicht überleben.‘ Noch zwei Tage vor dem Fall von Kabul hatte ich keineswegs vor, wegzugehen. Meine Freunde in Deutschland und das Netzwerk hier, sie haben mich gedrängt: ‚Abdul, es ist nicht sicher für dich, geh weg von dort.‘ Ich sagte ihnen: ‚Nein, es gibt eine Abmachung, sie werden nicht nach Kabul kommen, alles wird gut.‘ Das war es, was wir damals gehört haben. Aber als die Taliban die Macht übernahmen, hatte ich keine Chance mehr, ich musste weg von dort.

Und wie sind Sie rausgekommen?

Am 15. August 2021, als die Taliban Kabul übernahmen, war ich in meinem Büro. Wir arbeiteten, und niemand rechnete damit, dass die Taliban plötzlich kommen und Kabul einnehmen würden. Gegen 11:00 oder 11:30 Uhr erhielt ich einen Anruf. Dann mussten wir das Büro verlassen. Ich habe mich noch um sensible Dokumente gekümmert. Die wollte ich nicht zurücklassen, um das Leben der Rückkehrer nicht zu gefährden. Danach bin ich nach Hause gegangen und habe mich zwei Nächte lang versteckt und mein Netzwerk in Deutschland kontaktiert, *Medico International* und *Pro Asyl*. Es gibt eine Menge Leute, die mich kennen und lange mit mir zusammengearbeitet haben. Sie taten, was immer sie konnten, ich weiß nicht, was genau, aber ich war einer der ersten Afghan*innen, die auf der Evakuierungsliste standen. Am 17. August ging es von Kabul nach Taschkent in Usbekistan, und von dort nach Frankfurt am Main.

Sie waren in dem Flugzeug der Bundeswehr, das nur sieben Personen mitnahm?

Genau. Ich war der einzige Afghane in diesem Flugzeug.

Warum?

Wenn Sie diese Situationen nicht erlebt haben, erscheint es ihnen vielleicht verrückt. Tatsächlich war es so, dass ein deutsches Flugzeug auf der Startbahn stand, aber nicht losfliegen konnte. Die Startbahn war voller Menschen. Erst haben sie uns gesagt, dass es nicht klappt und wir zuerst mit einem amerikanischen Flugzeug nach Katar gebracht werden. Und von dort weiter nach Deutschland. Aber dann haben sie es irgendwie

geschafft, die Leute von der Startbahn zu holen. Wir hatten nicht viel Zeit. Als das Flugzeug dann in wenigen Minuten startklar gemacht wurde ... Ich will nicht sagen, dass es keine andere Möglichkeit gab, mehr Menschen zu evakuieren. Es gab immer Möglichkeiten.

Aber es war eine sehr chaotische Situation. Und vielleicht war das einer der Gründe, warum sie das Risiko nicht eingehen wollten, länger zu warten.

Die Evakuierungsmaßnahmen der deutschen Regierung werden von vielen Seiten kritisiert. Wie sehen Sie das?

Kommt darauf an, wie wir es betrachten. Die Situation war wirklich extrem chaotisch. Für mich selbst war es so, dass ich zwölf Stunden gebraucht habe, um den Flughafen zu erreichen. Vor dem Flughafen standen Tausende von Menschen, und jeder wollte hineingelangen und in eines der Flugzeuge steigen. Vielleicht haben Sie die Videos gesehen, in denen Menschen aus den Flugzeugen stürzen. Das war buchstäblich die Situation zu diesem Zeitpunkt. Deshalb hat es so lange gedauert, bis ich in den Flughafen hineingekommen bin, um mich mit dem deutschen Attaché in Verbindung zu setzen, mit der Unterstützung von zwei anderen Leuten. Wir waren zu dritt. So kamen wir in die Nähe des Gates und haben es geschafft, hineinzukommen. Aber ich war Zeuge, wie Taliban an diesem Tag getötet wurden. Ich war Zeuge, wie afghanische Zivilist*innen durch die Kugeln der NATO-Truppen getötet wurden. Es war ein

Film. Es waren Szenen wie aus einem Film. Es spielt eigentlich keine Rolle, ob die europäischen Länder, ob Deutschland damals mehr hätte tun können. Aber sie können es jetzt. Es gibt immer Möglichkeiten. Es gibt immer

Chancen. Jetzt ist es nicht mehr chaotisch. Es könnte kleine Vereinbarungen mit den Taliban geben. Hunderte von Leuten sitzen in Islamabad in Pakistan fest. Es könnte Vereinbarungen mit diesen Ländern geben. Es könnten immer noch Menschen evakuiert werden. Die deutsche Regierung muss den bürokratischen Prozess erleichtern. Das könnte sie immer noch machen. Wenn sie den Willen dazu hat.

Wie ist die aktuelle Situation der Menschen aus Afghanistan, die nach Deutschland kommen?

Wir haben hier eine andere Gruppe von Menschen. Manche von ihnen haben es gerade so geschafft, in eines jener Flugzeuge zu kommen. Sie waren keine Ortskräfte und arbeiteten nicht mit deutschen Organisationen zusammen. Für sie macht es Sinn, Asyl zu beantragen. Und wenn es nach mir ginge, hätte ihnen auch schon humanitäre Hilfe geleistet werden müssen. Es spielt keine Rolle, ob sie für deutsche Einrichtungen gearbeitet haben oder nicht. Was zählt ist, dass sie bereits ein Trauma durchlebt haben. Mutet ihnen hier nicht ein weiteres Trauma zu. Gebt ihnen eine Chance. Gebt ihnen ein Leben. Stattdessen warten sie in einem Lager, können nichts tun, haben keine Unterstützung. Sie sind der Situation müde.

Wie sieht es für die ehemaligen Ortskräfte aus?

Ihnen wurde gesagt, sie sollen Asyl beantragen. Sonst bekämen Sie kein rechtliches Verfahren und kein Recht auf Unterstützung. Was ehrlich gesagt eine Schande ist. Sie haben in Afghanistan ihr Leben in Gefahr gebracht, um deutsche Interessen umzusetzen, und plötzlich behandelt Deutschland sie nicht mehr so, wie sie die Deutschen behandelt haben. Das ist nicht das, was die Menschen erwartet haben. Man sollte ihnen die Chance geben, frei zu leben, statt sie in diese Lager zu stecken.

In welcher Lage befinden Sie sich momentan?

Ich habe einiges zu tun, spreche auf Konferenzen über die Situation in Afghanistan und muss mich noch im deutschen System zurechtfinden. Im Moment wohne ich in Kassel in einem Heim. Ich warte auf meinen Personalausweis und meine Aufenthaltsgenehmigung. Danach möchte ich nach Frankfurt umziehen. In einer größeren Stadt als Kassel könnte ich viel nützlicher sein.<

Abdul Ghafoor
ist Gründer und Leiter von AMASO. Im August 2021 musste er aus Afghanistan fliehen

Agnes Andrae
ist u.a. Mitarbeiterin beim Bayerischen Flüchtlingsrat

